

Richie Richard – Der Fall Strasshof
Siegfried Schwartz

Siefried Schwarz
Ritschi Rischla – Der Fall Stasshof

Richie Richard

**DER FALL
STRASSHOF**

Siegfried Schwartz

Autor: Siegfried Schwartz
Lektorat: Dr.phil. Renate FEIKES
Umschlaggestaltung: fairgrafix
Werbeagentur und Consulting GmbH
Bild: #112257020 | © trendobjects - Fotolia.com
Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschniede.com

ISBN:Paperback978-3-99070-516-2
ISBN:Hardcover978-3-99070-517-9
ISBN: e-book 978-3-99070-518-6

© 2018 Siegfried Schwartz

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

I

Der degoutante Geruch von Aceton biss sich durch die Raumluft. Sie wartete. Sichtlich genervt, aufgrund der Anwesenheit des Besuchers, ihr Nagelstyling unterbrechen zu müssen. Geschätzt in Minutenintervallen meldete ihr Handy eine eingehende Nachricht, deren Antworten sie flink mit ihren überlangen, nur partiell lackierten Nägeln in das Display touchte. Infantiles Nuckeln an der Mineralwasserflasche, frisch aus dem Kühlschrank. Anstatt den Gast zu fragen, ob er denn auch etwas trinken möchte, präsentierte sie ihm beim Bücken nach der Flasche Stringtanga und Tätowierung, was je nach Betrachter unterschiedliche Reaktionen auslöste. Der Zwangsbeglückte im Zimmer gehörte zu jener Gattung, die sich angesichts der in der Hüfte zu kurz geschnittenen Jeans einer vielleicht Zwanzigjährigen der philosophischen Frage widmete: „Was war zuerst da? Stoffsparen oder Arschgeweih?“ Lippenpiercing und Haarfarbe nach Pantone Farbfächer rundeten ihren schrillen Typus perfekt ab. Ihre gestresste Aura war farblich völlig kontrovers zu ihrem Styling. Voraussetzung, dies zu erkennen: seherische Fähigkeiten. Dafür war das Namensschild auf ihrem Schreibtisch ein für die Allgemeinheit bemerkenswert hilfreicher Hinweis. Nämlich „Frau“ Jaqueline Cerovic. Der Blick ihrer bunt bemalten Augen pendelte nervös zwischen der Uhr, die fünfzehn Minuten nach elf zeigte, und dem Outlook Planer auf ihrem Bildschirm.

Dienstag, 11:00 Richard Richard.

Dieser seltsame Herr mit dem noch seltsameren Namen, überpünktlich erschienen, stand seit zwanzig Minuten regungslos vor

dem hiesigen Ortsplan, der einen beträchtlichen Teil der Wand nur insofern zierte, weil er die sichtlich in die Jahre gekommene Tapete an der Wand überdeckte. Er wartete nicht. Er studierte. Einen Menschen, der einen eminenten Zeitraum seines Lebens in buddhistischen Klöstern und Aschrams verbracht hatte, kann man nicht wirklich *warten* lassen. Die Landkarte dieser ungewöhnlich langgezogenen Ortschaft faszinierte ihn. Weit mehr als das Exemplar der New Generation von Vorzimmerdamen eines Bürgermeisterbüros.

Zwanzig Minuten nach elf. Hastig öffnete sich die Tür zum Büro des Bürgermeisters. Trainiert in „einen auf gestresst machen“ reichte der Strasshofer Ortsvorsteher dem Gast die Hand.

„Guten Tag, Herr Richard. Sie entschuldigen, dass ich Sie warten ließ. Heute geht’s wieder drunter und drüber“. Das „drunter und drüber“ bezog sich auf den Umstand, dass er die vergangenen Minuten die Tageszeitungen des Vortages durchgeblättert hatte. Und das noch dazu verdrossen, weil seine mäßig qualifizierte Sekretärin es wieder mal verabsäumt hatte, nach ihrem geistig strapaziösen Drogerie-Einkauf am Morgen in der Trafik seine täglichen Gratis-exemplare abzuholen. Das zeitliche Hinhalten zur Herabwürdigung des anderen war eine politische Pflichtübung. Wie auch die Dauer und Intensität des Händedrucks. Energisch schütteln. Kräftig drücken. Wie gelernt.

Dr. Ernst Waldner schloss die Tür zu seinem repräsentativen, in Mahagoni gehaltenem Büro, bewegte sich schnurstracks Richtung Schreibtisch, stockte dann aber etwas irritiert. Noch bevor er dem Gast den Stuhl vor seinem Schreibtisch anbieten konnte, stand dieser bereits neben dem komfortablen Chesterfield-Fauteuil in höflicher Erwartung der Einladung, darin Platz nehmen zu dürfen.

„Ja, das ist sicher bequemer“, reagierte der Überrumpelte. Wohl es ihn innerlich juckte, dass die Sitzpositionen nicht von ihm bestimmt wurden. Das war nach der zwanzigminütigen Wartenummer dann eins zu eins unentschieden und keine zwei zu null Dominanz. Für einen Politiker, gewohnt, aus jeder Unterhaltung eine Verhandlung zu machen, schon ein ziemlicher Rückschlag.

„Sehr gediegen“, sagte Richie bei seinem Rundumblick. Massiver Holzschreibtisch mit Glasplatte, gemütliche englische Rindsledersitzgruppe, Orientteppich und holzgetäfelte Wände. Eindeutig Sechziger Plagiat eines klassischen Herrenzimmers.

„Erinnert mich an das Arbeitszimmer meines Vaters. Aber ich glaube, das war noch Eiche und nicht dieses billige, weitgereiste Tropenholz.“ Diese Bemerkung verstand der Bürgermeister keineswegs als Anspielung auf die Abholzung der Regenwälder.

Das Wort „billig“ nötigte ihn vielmehr, zu betonen, dass er die Räumlichkeiten von seinem Vorgänger übernommen hatte. Die Renovierung des Gemeindehauses titulierte er als längst überfällig.

„Ihrem Vater geht's gut? Bin ihm schon ein paar Mal begegnet. Aber für ein persönliches Kennenlernen... obwohl wir sind ja Fraktionskollegen. Sonst gibt's da leider nicht so viele Schnittstellen. Bund und Land“.

„Denke schon. Sehe ihn sehr selten.“ Richie signalisierte klar, dass er nicht gewillt war, Smalltalk zum Thema Vater zu führen. War aber doch überrascht, dass seine Person im Vorfeld dieses Gesprächs offenbar gut durchleuchtet wurde. Der Bürgermeister gab sich gestern am Telefon äußerst reserviert und geheimnisvoll. Er betonte zwar eine gewisse Dringlichkeit, war aber mit keinem Wort bereit, den Grund seiner Einladung am Telefon näher zu erläutern.

„Sie wirken auf mich noch recht jung. Was für ein Jahrgang, wenn ich fragen darf?“ Mit einem aufgesetzten Lächeln versuchte Waldner bei seinem Gegenüber ein beim letzten NLP-Wochenendseminar erlerntes Kommunikationsfoul zu landen.

Neurolinguistische Programmierung: Die Kunst, andere über den Tisch zu ziehen, ohne dabei selbst über den Tisch gezogen zu werden.

„Oh, Sie haben Indiana Jones erwartet?“, konterte Richie.

Waldner wich der Retourkutsche aus: „Kaffee? Tee?“

„Danke, weder noch. Sie können gleich zum Thema kommen. Ich bin schon recht gespannt auf Ihre Geschichte.“

Richie war nicht über eine Stunde mit den öffentlichen Verkehrsmitteln gereist, um nun seine Zeit mit rhetorischem Geplänkel zu verbringen. Er lehnte sich entspannt in die Sessellehne, breitete die Armen aus, ließ der Energie seines Herz-Chakras freien Lauf. Die innere Ruhe, die Richie dabei ausstrahlte, war derart entwaffnend, sodass der Bürgermeister in einer für ihn ungewohnten Art und Weise mit der Tür ins Haus fallen konnte.

„Herr Richard“, begann er in einem theatralischen Ton, „die Bürger unserer Gemeinde brauchen Ihre Hilfe!“ Womit genaugenommen gemeint war, *er* brauchte seine Hilfe. Weit mehr als die Gemeinde selbst.

Wie fast alle Deutsch-Muttersprachler sagte Waldner seinen Namen so, wie man ihn schrieb. Auf Richies Visitenkarte stand tatsächlich die ungewöhnliche Namenskombination: Richard Richard. Damit ist sogar das Microsoft Rechtschreibprogramm gefordert, weil es beim Eintippen sofort das zweite Wort rot unterstreicht und empfiehlt: Wiederholtes Wort löschen.

„Wir haben hier mitten im Ort ein Gelände mit 115.000 Quadratmeter. Seit über zehn Jahren plant unsere Gemeinde, das Areal mit Wohnhäusern und einer entsprechenden Infrastruktur zu bebauen. Das Projekt scheitert nur daran... weil es dort angeblich...“

„... spukt?“, erlöste Richie den Bürgermeister, dem es sichtlich schwerfiel, dieses Wort in den Mund zu nehmen. Was nicht daran lag, dass es ohne einem „c“ geschrieben wurde.

„Ja, so ist es“ sagte er erleichtert, da somit das Wesentliche verbalisiert war.

„Es gibt sogar jemanden, der behauptet hat, bei Blitz und Donner Kindergeschrei gehört zu haben. Den Namen „Adi“ und „mach auf!“

„Hört sich interessant an.“ Dieser Jemand durfte offenbar über einen guten spirituellen Draht verfügt haben, wenn er Stimmen von Geistern hören konnte, wunderte sich Richie. Denn das war selten und erinnerte ihn an einen seiner ersten Einsätze kurz nach seiner Rückkehr aus Indien.

Ein älteres Ehepaar hatte sich in Alt Erlaa ein Einfamilienhaus gekauft, mit großem Garten. Zahlreiche Obstbäume, deren Früchte vergammelten, da nicht einmal Familie und Nachbarn Interesse hatten, dieses gratis zu pflücken. Weil, gab's im Supermarkt griffbereiter. Und das über das ganze Jahr. Dass ein anderer Luxus der Wiener, Steirisches Hochquellwasser, auch seinen Preis hatte, dafür hatten die beiden Liebhaber frischer Gartenfrüchte ja Verständnis. Aber weiter horrenden Kanalgebühren zu bezahlen, für Wasser, mit dem sie den Garten gossen. Das wollten sie nicht. Also: vorhandenen Brunnen aktivieren. Pumpe einbauen. Die Freude und Wassergiebigkeit war allerdings nur von kurzer Dauer. Zwei Stunden.

Pumpe: Tilt! Der herbeigerufene Techniker hatte dafür keine Erklärung und tauschte die Pumpe auf Garantie aus.

Im zweiten Anlauf: zehn Minuten Wasser. Gar kein Freudeaufkommen. Pumpenmonteur wieder ratlos. Der Hinweis der Hausbesitzer: „Der Motor klingt, als ob ein Mensch schreien würde“, war für die Fehleranalyse unbrauchbar. Überzeugt von der Qualität seiner Pumpen argumentierte der Fachmann ebenso technisch wertlos: „Sie haben einen bösen Dämon da unten.“ Und zog mit: „Wir schauen uns die Pumpe im Werk genauer an“, unverrichteter Dinge wieder ab.

Und weil es für jedes Problem eine Lösung gibt, und die beiden Obstbauern zu jenen Gutmenschen gehörten, die ihr Obst steigenweise in Richies Kinderheim brachten, bevor sie es am Boden verfaulen ließen, und dieses obendrein gemeinsam mit den Kindern zu Marmeladen verkochten, bekam Richie die Gelegenheit sich als Seher zu revanchieren.

In der Tat. Der „Brunnenbrüller“ war ein Gespenst. Ein Mann, der in den Dreißigern in den Brunnen gestupst wurde. Es gab auch in der kargen Zwischenkriegszeit betuchte Bürger mit entsprechend ungeduldigen Erben. Die Böswilligkeit des Ertrunkenen, den widerrechtlichen Besitzern *seines* Grund und Bodens, kein Wasser zu gönnen, bedurfte für Richie Überzeugungsarbeit vom Feinstofflichsten. Überreste der Leiche geborgen und von Experten in Sachen Forensik identifiziert. Mutmaßliche Tatverdächtige blieben unbehelligt, weil auch schon verwest.

„Unsere Spezialisten haben den Fehler gefunden. Sollte jetzt funktionieren“, brachte der Techniker eine Woche später sein Teil zurück. Und das Wasser konnte rinnen. Ungehindert und ertragreich. Bis in die Marmeladengläser der Speisekammer des Heims.

„Diese unglaublichen Geschichten kursieren schon seit der Nachkriegszeit“, unterstrich Waldner seine Aussage. Mit spürbarem Grusel, der ihm beim Gesagten hochkam.

Er erzählte weiter, nicht ohne einen gewissen Stolz. In seiner Gemeinde war seit 1908 der modernste Rangierbahnhof der Habsburgermonarchie. Sozusagen die Geburtsstunde des Ortes. Mit einem Kohlekraftwerk zur Gewinnung von elektrischem Strom. 1916 wurde ein Militärflugplatz errichtet. Bei Kriegsausbruch wurden der Bahnhof und das Heizhaus weiter ausgebaut und dienten als größter Nachschubknoten für die Ostfront. Genaugenommen wurde die über 1100 Einwohner zählende Eisenbahnersiedlung Strasshof, erst 1923 eine selbstständige Gemeinde. Gehörte vorher zur Nachbarortschaft Gänserndorf. Während des Zweiten Weltkrieges hatte Strasshof natürlich eine strategisch wichtige Bedeutung für das Nazireich. Der Bahnhof wurde noch bedeutender. Bunker- und Wehranlagen wurden gebaut. Der Flugplatz erweitert. Ein Auffanglager für Deportierte errichtet. Gegen Ende des Krieges von der SS zu einem Durchgangslager für ungarische Juden umfunktionierte, für den Transport in die Vernichtungslager.

Nach Kriegsende nutzten die russischen Besatzer Bahnhof und Flugplatz. Nicht das Lager, wo sich heute ein Mahnmal befindet, mitinitiiert von Waldner. Er erzählte von der stolzen Föhre, über zweihundertdreißig Jahre alt, vom Heizmuseum und der Denkmal-Lokomotive auf der Hauptstraße. Vom stetigen Anwachsen der Bevölkerung auf bald zehntausend und seinen Bestrebungen, die Marktgemeinde in den Status einer Stadt erheben zu lassen.

Die ausführlichen Einführungen, in die mehr oder weniger ruhmlose Strasshofer Vergangenheit, waren recht interessant. Doch Ritchie war klar, gegenwärtig ging es konkret um ganz andere Inte-

ressen. Nämlich solche, die in Zahlen mit vorangestelltem Euro-symbol ausgedrückt werden.

„Seit 1945 werden also schreiende Kinder gehört?“ unterbrach Richie den Bürgermeister, bevor dessen Schilderungen ausufernten.

„Nur bei Gewitter“, kam Waldner zum Thema zurück. „Die Anrainer sind alle weg. Weggezogen oder weggestorben. Bis auf ein uraltes Weib, das noch in einer der Bruchbuden haust. Die Häuser gehören den Österreichischen Bundesbahnen. Ehemalige Siedlungen von Eisenbahnern, die dort bis in die Sechziger Jahre gewohnt hatten. 1956, nach Abzug der Russen, wurde das Gelände eingezäunt. Aber bis auf ein paar aberwitzige Gruseltouristen, die bei Sauwetter dort gezeltet haben, hat wohl kaum jemand die Nähe gesucht.“

Waldner ließ sich von seiner Sekretärin einen Kaffee bringen. Ob Ungeschick oder die Schonung ihrer nun frischlackierten Nägel, der Kaffee schwappte beim Hinstellen in die Untertasse. Offensichtlich nicht zum ersten Mal legte der Bürgermeister kommentarlos eine Serviette in die nasse Tasse und stierte dem armen Geschöpf nach, bis sie die schwere Holztür lautstark hinter sich zu drückte, in Ignoranz der Funktion einer Türschnalle.

„Sie ist die Tochter eines Bekannten. Ich kann sie nicht feuern.“

„Menschen sind auf der Welt, um zu lernen.“ Diesen Spruch hatte Richie schon mit wesentlich mehr Überzeugung zum Besten gegeben. In den vielen Jahren seiner Abgeschiedenheit lernte er, nicht zu urteilen. Er hatte gelernt, in jedem Wesen die göttliche Schöpfung zu erkennen. Zurück aus Indien hatte er rasch feststellen müssen, wie kraftraubend es war, sich in dieser unzivilisierten Gesellschaft in Europa wieder zurechtzufinden. Es war bei Gott nicht

sein Entschluss gewesen, seinem freigewählten Paradies den Rücken zuzukehren. Sein Guru hatte ihn quasi vom Hof gejagt. Mit den Worten:

„Wenn du mit bloßen Füßen ein erdiges Feld überqueren musst, wirst du das nicht schaffen, ohne dass deine Füße voll von Erde sind. Du kannst verharren oder gar den Weg scheuen. Oder ihn gehen und dir dann deine Füße waschen. Es ist deine Bestimmung, dass du gehst.“

Richie hatte noch zwei ganze Jahre *verharrt*.

Seine *Bestimmung* verglich er mit der eines altruistischen Söldners. Denn genaugenommen operierte er in fremden Konflikten. Zum Beispiel zwischen Kindern und ihren Peinigern. Zwischen guten und weniger guten Geistern. Er bewegte sich auf den Schlachtfeldern einer spirituell degenerierenden Gesellschaft. Er drang tief ein in vorherrschendes Leid und Elend. Wehrte sich gegen das ständige Bombardement von Oberflächlichkeit und Intoleranz.

„Es vergeht keine Gemeinderatssitzung, wo dieses verdammte Gelände nicht thematisiert wird. Mit den verrücktesten Vorschlägen kommen mir die daher. Und um jeden einzelnen muss ich mich persönlich kümmern. Wir hatten sogar eine Delegation der Erzdiözese hier. Wussten Sie, dass es bei denen auch heute noch Exorzisten gibt? Es wurde uns doch glatt nahegelegt, an der Stelle eine Kapelle zu errichten. Unser Kameradschaftsbund bestand darauf, dort ein Heldendenkmal hinzustellen. Dieser Krieg, den ich Gott sei Dank nicht erleben musste, hinterließ uns mehr Denkmäler als Helden. Was glauben Sie, was ich um die Ohren hatte, als wir das bestehende Denkmal umgewidmet haben. „Den Opfern des

Krieges“ hielt ich für angebrachter als die Inschrift „Unseren gefallenen Helden“.

Fallen und Giftköder wurden ausgelegt, gegen vermeintlich schreiendes Viehzeug. Von der Jägerschaft veranlasst. Die habe ich aber verdonnert, dort Tag und Nacht Wache zu schieben“, ergötzte sich Waldner. Seine Leidenschaft für die Zunft der Jäger hielt sich offensichtlich in Grenzen.

„Und zwar aus Sicherheitsgründen. Schon nach ein paar Tagen gaben die W.O. Klettern Sie mir ja nicht auf den vermorschten Hochstand, der noch dort steht“, als eindringliche Warnung an Richie.

„Sogar die Leitungsmasten haben wir versetzen lassen, weil jemand meinte, die Geräusche kommen von den Kabeln. Aus dem Gemeindetopf teuer bezahlt. Post und EVN haben den Ball monatelang hin und her gespielt. Unsere seltsame Begründung war für die kein Grund, für die Kosten aufzukommen. Dass diese Idioten ein Jahr später unsere neuen Masten zu Brennholz degradierten und die Kabel in der Erde verbuddelt haben, ist eine andere Geschichte. Wir sind schließlich in Österreich.“

Dem Bürgermeister war anzumerken, dass ihm diese Angelegenheit mächtig auf den Sack ging.

„Ich sag Ihnen was, Herr Richard, ich glaube nicht an Geister. Habe selber nie was gehört und lebe seit meiner Geburt hier in Strasshof. Aber unter diesen Voraussetzungen kann ich keinen Fuß in den Spaten treten, für eine Siedlung, die jetzt schon den Spitznamen *Gespensterhausen* trägt.“

„Nicht unoriginell“, schmunzelte Richie.

Dem Bürgermeister war so gar nicht nach Lachen zumute.

Er beugte sich langsam zu Richie vor. Mit leiser verschwörerischer Stimme: „Und jetzt passen Sie auf! Vor einer Woche erhielt ich einen Anruf aus dem AKH. Man sagte mir, ein Amerikaner, dessen Namen ich vorher noch nie gehört habe, läge dort in der Notaufnahme. Der zuständige Arzt wollte ausdrücklich mit dem Strasshofer Bürgermeister persönlich sprechen. Verrückt, nicht wahr?“

Waldner wartete einen Moment vergeblich auf eine Reaktion von Richie. Der spannte jedoch kommentarlos auf den weiteren Verlauf der Erzählung.

„Meine Frau war an dem Tag gerade in der Stadt unterwegs und so habe ich sie gebeten, gleich dort vorbeizuschauen“, schwindelte der Bürgermeister.

Die Wahrheit: Er hasste Spitäler. Und noch mehr hasste er es, von einem Fremden, ganz besonders einem Arzt, zu einem Termin zitiert zu werden. Noch dazu ohne Angabe von Gründen.

Zitat: *„Die zur Wahrheit wandern, wandern allein“.*

Was ein Christian Morgenstern schon erkannt hatte, konnte Richie aus leidiger Erfahrung nur bezeugen. Jeder lügt. Mehr oder weniger. In der Tat hatte die beschissenste Wahrheit noch immer ein besseres Energiefeld, als eine wunderschön ausgeschmückte Lüge. Richie sah es, das morphogenetische Feld. Die Aura der Menschen. Sie verwandelte sich beim Lügen in einen undurchsichtigen Nebel. Und diese Gabe war kein Geschenk.

Seine seherischen Fähigkeiten waren – im Gegensatz zu seiner Jugendzeit – heute kein Geheimnis mehr. Nur dieses Detail, seine Aura-Sichtigkeit, behielt er eisern für sich. Nicht aus Angst, vom Geheimdienst gekidnappt und lebenslänglich als Lügendetektor

missbraucht zu werden. Sondern einfach nur aus ohnmächtiger Höflichkeit.

In seinen Kindertagen war es mitunter noch recht ulkig, Erwachsene beim „Schmettern“ zu entlarven. Die Versuche, Lehrer bloßzustellen, hatte er allerdings schnell wieder aufgegeben. Schlug sich doch irgendwie auf die Noten nieder. Ehrliche Freundschaften schließt man mit dieser Fähigkeit kaum. Aber Freunde waren auch aus anderen Gründen eine Mangelerscheinung in Richies Leben. Seine einzigen Lebensfreunde waren Heroin, Maria und Patrick. Heroin ist Vergangenheit. Maria ist tot. Patrick ist Direktor in jenem Kinderheim, in dem Richie nach seiner Rückkehr aus Indien ein Zuhause gefunden hatte. Und, mit einer gewissen spirituellen Phantasie, konnte man auch Hedi zum Freundeskreis zählen. Sie war Zofe in der Döblinger Villa seiner Eltern gewesen. Allerdings schon viele, viele Jahre bevor seine Familie dort eingezogen war. Hedi war ein Gespenst. Sie erzählte Richie Gute Nachtgeschichten, half ihm, so gut sie das konnte, bei den Hausaufgaben, führte ihn in die Geisterwelt ein und beschützte ihn. Er hatte sich damals über den Grund ihres Verweilens in dieser Welt, nie Gedanken gemacht. Sie nie danach gefragt. Sie war da. Also war sie für den heranwachsenden Buben real. Erst als sie verschwunden war – er war gerade zwölf – wurde ihm klar, welchen Stellenwert Hedi in seinem einsamen Dasein hatte. Es stellte sich heraus, dass sie in dieser Welt offensichtlich noch einen Job zu erledigen hatte, bevor sie sich endgültig in die Anderswelt vertrollte.

Dessen Hintergründe recherchierte Richie später in der Stadtbibliothek. Er fand einen Zeitungsartikel vom 3. Juli 1914. Ein dreijähriger Bub, von einer Kutsche, deren Pferde durchgegangen waren, überrollt und getötet. Geschehen unter der Obhut seiner Zofe

Hedwig Swoboda. Sie erhängte sich daraufhin in ihrem Zimmer. Später Richies Zimmer.

Des Bürgermeisters Handy. Ballade pour Adeline. „Sie erlauben?“, fragte er betont höflich.

Waldner hob ab. „Ja, ja, er ist da ... bin grade dabei ... ja ... nein ... soweit bin ich noch nicht ... woher soll ich das wissen? ... ja, natürlich, ich frag ihn ... bis später.“

Waldner mit einem verdutzten Gesichtsausdruck: „Meine Gattin. Sie muss gespürt haben, dass ich grad von ihr geredet habe.“

Waldner fuhr konfus fort. „Äh, Herr Richard, denken Sie, dass Sie uns helfen können?“

Für Richie kam die Frage noch zu früh: „Sie wollten mir noch erzählen, was der Mann im Spital von Ihnen wollte?“

„Ach ja, entschuldigen Sie... natürlich... ich habe jetzt völlig den Faden verloren.“

Der Anruf seiner Ehefrau schien ihn hochgradig zu verwirren. Der arme Mann hatte plötzlich Stress. Richie war innerlich höchst amüsiert über die Wandlung seines Gegenübers. Eben noch der große Zampano und zu Hause offenbar ein Pantoffelheld? Richie entschied sich, den Kerl zu erlösen.

„Bitte Herr Waldner. Rufen Sie Ihre Frau ruhig zurück. A, ich übernehme diesen Fall. B, ich komme heute Abend gerne zum Essen, und C, ich bin kein Vegetarier. Obwohl ich kann gerne auf Fleisch verzichten.“

Waldner riss entsetzt die Augen auf. Schaute drein wie ein Fünfjähriger bei einer Show von David Copperfield.

„Sie können sogar Telefongespräche...?“

„Aber nein, Ihre Frau war nur einfach nicht zu überhören.“

Schallendes Gelächter. Erst Waldner, dann auch Richie.

„Ja, meine Frau... nicht zu überhören“, wiederholte Waldner mit Tränen in den Augen.

Wieder halb gefasst, drückte er die Rückruftaste. „Sie muss ja noch einkaufen“, zu Richie. Das Gespräch mit seiner wartenden Ehefrau beendet, sagte er zu Richie:

„Also, acht Uhr... aber was sag ich... das wissen Sie ja bereits“, und verfiel abermals in lautstarkes Lachen.

Lachen verbindet. Das Eis zwischen den beiden Männern war gebrochen. Waldner holte eine Mappe vom Schreibtisch.

„Meine Frau kam leider zu spät. Der Alte war bereits tot. Aber Sie werden staunen, was Beate, meine Gattin, hier alles herausgefunden hat. Dieser Amerikaner, Ad Wilson, war ein gebürtiger... Strasshofer. Er ist am Tag seiner Einlieferung am Flughafen in Schwechat gelandet. Dort in ein Taxi gestiegen. Hat der Fahrerin gesagt, er müsste dringend nach Strasshof. Auf der Fahrt hat er sie in gebrochenem Deutsch gefragt, ob die Russen schon da sind. Er muss seine Freunde retten. Die haben sich versteckt. Auf der Autobahn verlor er das Bewusstsein und die Taxlerin hat ihn an der nächsten Tankstelle einem Notarztwagen übergeben. Die haben ihn ins AKH gebracht. Der Arzt erzählte Beate etwas von einer multiplen Persönlichkeit, die er bei Wilson diagnostiziert hat. Der Mann hat in der Nacht hasserfüllt geschrien. Und das in akzentfreiem Österreichisch. Dann hat er mit einer Art Kinderstimme geweint.“

Waldner zog ein Blatt aus der Mappe.

„Und jetzt wird es noch mysteriöser: Eine Nachtschwester hat aufgeschrieben, was sie an Worten verstehen konnte.“

Mit erwartungsvoller Miene reichte er Richie die Mitschrift.

Hier standen die Namen: Margarethe, Franz, Rudolf und

„Ha, Ha, eingesperrt, eingesperrt“

„Bunker“

„Das habt ihr jetzt davon“

Und ganz häufig die Worte: „ihr seid nicht tot“ und „kommt wieder raus.“

Richie gab Waldner das Blatt zurück, mit einem respektvollen Blick auf die prall gefüllte Mappe.

„Ihre Frau war offensichtlich sehr fleißig.“

„Ja, sie wird Ihnen heute Abend gerne alles ausführlich erzählen.“

Waldner strahlte den Seher hoffnungsvoll an. Ein Stein fiel ihm von Herzen. Er hatte tatsächlich einen Verbündeten gefunden, in dieser von „Dies- und Jenseits“ verkorksten Geschichte.

„Wenn Sie möchten, zeige ich Ihnen anschließend noch das Gebiet.“

„Es reicht, wenn Sie mir zeigen, wo Sie wohnen, und mich dann beim Gelände absetzen. Ich finde mich dann schon zurecht. So groß kann Strasshof ja nicht sein.“

Waldner lachte. „Unterschätzen Sie Strasshof nicht. Sechs Kilometer Bundesstraße. Zwei Bahnhöfe. Ziemlich weitläufig, unser Ort.“

Andere sahen in Strasshof das amerikanischste, was außerhalb des westlichen Kontinents zu finden war. Endlose, überbreite Bundesstraße, von Hinweis- und Werbeschildern überflutet. Die jeder Durchfahrende temporeduziert und doch schnellstmöglich, und vor allem ungeblitzt, hinter sich bringen wollte.

„Na, sollt' ich mich verlaufen, ich sprech' ja die Landessprache“, sagte Richie grinsend.

„Den finanziellen Teil sollten wir vielleicht auch noch erörtern, Herr Richard“, klang der Bürgermeister wieder formell.

„Was haben Sie sich vorgestellt?“

Er sah Richie mit großen, fragenden Augen an.

„Ach ja, mein Sold. Na, das was es Ihnen halt wert ist.“

„Sagen wir zehntausend Euro?“, mit gönnerhafter Stimme.

Die Tatsache, dass Richie es hier mit einem Politprofi zu tun hatte und dieser im Moment ganz besonders dunkel vernebelt war, ließ ihn dreist erwidern:

„Lieber Herr Bürgermeister, eine Null an der richtigen Stelle kann Geister erwecken. Ich riskiere dabei meinen Verstand. Vielleicht sogar mein Leben.“

„Herr Richard, das sind in alter Währung über 1,3 Millionen Schilling“, tat Waldner erstaunt, obwohl es exakt die Summe war, die ihm für diesen Zweck als Limit zur Verfügung stand.

„Hunderttausend Euro sind längst keine 1,37 Millionen mehr“, gab Richie nicht auf.

Da konnte ihm Waldner nicht widersprechen. Was ein Euro wert war, hatten alle Bürger der Union inflatorisch erfahren müssen.